

## Identität und Fremdheit

### Gesamttagung Krankenhauseelsorge 6.9.2016, Bäk

Anne Reichmann

#### Das Fremde liegt zwischen den Menschen

1. Identität und Fremdheit – diese Gegenüberstellung, diese wir in unserem Alltag vornehmen und mit der wir die Wirklichkeit strukturieren – die möchte ich etwas durcheinanderbringen. Ich möchte ein paar Gedanken entfalten über die **Dynamik zwischen dem Fremden und dem Eigenen aus psychodynamischer Sicht.**

Woher kommt das Thema heute hierher? Es liegt in der Luft. In der Krankenhausluft, in der Alltagsluft, in der politischen Luft.

Seitdem es die Flüchtlingsströme gibt, scheint sich unser Gefühl, in der Welt zu sein, irgendwie verändert zu haben. Es ist ungemütlicher geworden. Die weltpolitische Lage ist unübersichtlich und bedrohlich, und wir merken gerade in der Flüchtlingsfrage, dass eigentlich niemand eine Lösung weiß.

Der Prozess hat aber nicht erst mit den Flüchtlingsströmen begonnen.

Die Welt ist seit den 70er Jahren von immer schneller voranschreitenden Prozessen der Globalisierung erfasst worden, die die Wirtschaft, die Politik, aber auch Technologie, Kultur und Alltagsleben verändert haben. Mächtige ökonomische Interessen, sie sich auf offenen Märkten ungebremst entfalten können, frei zirkulierendes Finanzkapital, unregelte weltweite Austauschmöglichkeiten haben es den Nationalstaaten schwerer gemacht, die Interessen ihrer Bürger politisch zu regeln. Die Dominanz des Ökonomischen ist in alle Lebensbereiche vorgedrungen und verdrängt andere Werte, an denen man sich bislang orientieren konnte.

Nichts ist mehr selbstverständlich. Das Internet hat dazu beigetragen, dass Information, Kommunikation, Ideen, unterschiedlichste Vorstellungen von der Welt und vom Leben, Identitätswürfe und Ideologien weltweit neue Impulse gegeben, aber auch sehr verunsichert haben. Traditionen, Rituale, kollektive regionale Muster, die einmal wertvoll und bedeutsam waren, bieten keinen Halt mehr – es gibt nicht mehr das alles umschließende Ganze, etwas, worauf man sich kollektiv beziehen kann, wie es die großen Religionen vielleicht noch bieten konnten; man kann sich auf nichts mehr verlassen außer darauf, dass die Veränderungen immer schneller aufeinanderfolgen.

Viele kommen dabei nicht mehr mit. Die Schere von Arm und Reich klafft immer weiter auseinander. Ungerechtigkeit wächst an, die natürlichen Lebensgrundlagen des Planeten werden massiv angegriffen durch Klimawandel, durch industrialisierte Landwirtschaft, und es ist immer schwerer, sie zu verteidigen. In jedem Jahr sterben 20 000 Arten, und dieses Massensterben nehmen wir nicht einmal wahr. Die Profiteure der Entwicklung sind gegenüber den Verlierern wenige, aber sie sind sehr mächtig. Die Politik ist kein wirkliches Gegenüber mehr.

Wer nicht arbeitet, ist aus den wesentlichen gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen, und das Gefühl, zu kurz gekommen zu sein und eigentlich keinen Einfluss mehr zu haben auf das, was geschieht, prägt das Lebensgefühl sehr vieler Menschen in Europa.

In dieser Situation kommen Flüchtlinge nach Deutschland. Da gibt es auf einmal beeindruckend viele Menschen, die sofort da sind und helfen wollen. Aber parallel dazu taucht eine Bewegung auf, die total fremdenfeindlich ist und keine Scham hat, damit in die Öffentlichkeit zu treten. Ihre Anhänger möchten das Land am liebsten vor allem Fremden abschotten, und mit vernünftigen Argumenten sind sie kaum zu erreichen.

Es scheint etwas Irrationales zu sein, was diese Menschen antreibt und zusammenführt, was sie untereinander verbindet und eint und den Feind das Bedrohliche woanders sieht. Solche Renaissance des Nationalen gibt es auf überall in Europa und auf der ganzen Welt mit einer Zunahme populistischer Strömungen, mit dem Anwachsen fundamentalistischen Denkens und dem Streben nach ethnischer und kultureller Reinheit. An manchen Orten wird diese Idee derartig gewaltsam durchgesetzt, wie wir es aus der Zeit des Faschismus kennen. Das macht mir Angst. Der IS als wohl extremste Erscheinung dieser Art duldet nichts anderes als das Eigene und merzt mit voller Absicht nicht nur andersdenkende Menschen, sondern die Identität und Erinnerung menschheitlicher Kulturen aus, indem sie Weltkulturerbestätten im eigenen Land dem Erdboden gleich macht.

Das alles macht mir Angst. Und ich glaube, dass es momentan sehr wichtig ist, die Dynamik, die zwischen dem Eigenen und dem Fremden besteht, zu verstehen und damit sorgsam umzugehen.

## 2. Es beginnt in der Kindheit. **Der Anfang ist unsere Heimat**, so heißt ein Buch von D. Winnicott.

Da ist ein kleiner Mensch, der Sprache und vieler anderer Dinge noch nicht mächtig, aber voller Wünsche und Ängste und voller körperlicher Erlebnisse, beißendem Hunger, aber auch wohligem Gestilltsein.

Dieser kleine Mensch braucht unbedingt jemand anders, der sich einfühlen kann, der sich anpassen kann an seine Bedürfnisse, der / die seine emotionalen Erfahrungen aufnimmt, in sich bewegt und ihm in verwandelter Form wiedergibt, mit tröstenden Worten und Gesten, so dass das Kind langsam lernt: Es bleibt nicht alles Katastrophe, was sich so anfühlt.

Im Lauf der Zeit lernt es selbst, schlimme Gefühle zu beruhigen, - aufgrund wiederholter guter Erfahrungen mit einer anderen Person, die ihm fremd ist, aber zunehmend vertrauter wird. Diese Erfahrungen werden in den eigenen inneren Raum aufgenommen. Und in diesem Hin- und Her zwischen ihm und der Anderen entsteht überhaupt erst ein abgegrenztes einigermaßen deutliches Gefühl von sich selbst und vom Andern.

Wir sprechen von *Selbst- und Objektrepräsentanzen*, die unsere innere Welt bevölkern und durch bestimmte Interaktionserfahrungen miteinander verbunden sind. Unsere innere Welt ist voller Beziehungen, und unsere Identität entsteht aufgrund der Auseinandersetzung mit einer Anderen. Wir sind keine abgegrenzte Einheit, die sich dann mit Andern in Beziehung setzt; es ist umgekehrt:

**Die Einheit meines Ichs und seiner Grenze entsteht aus den Beziehungserfahrungen mit andern Personen heraus, die etwas Fremdes haben. Ich bin das Ensemble meiner internalisierten Beziehungserfahrungen. Das Andere ist von Anfang an in mir, ist Teil meiner selbst.**

**Ich bin das, was ich in Beziehung zu andern erfahren habe.**

Wir haben auch unsere Mutter oder unseren Vater nicht als solche in uns, sondern so, wie wir sie erlebt haben in unserem gemeinsamen Wechselspiel. Und dieses Spiel ist eingebettet in einen gesellschaftlich-kulturellen Horizont, dessen Vorstellungen, Bewertungen und Normen wir buchstäblich mit der Muttermilch aufnehmen.

Auf dem Reifungsweg kommt es aufgrund innerer und äußerer Einflüsse immer auch zu enttäuschenden, schmerzhaften Erfahrungen, die in dem Kind eine Wut oder einen Hass wecken, welcher es dazu bringt, die Mutter oder den Vater als die Nächstliegende anzugreifen und zerstören zu wollen.

**Es ist die wichtigste Erfahrung dieser Zeit, dass die Mutter diese Angriffe „überlebt“<sup>1</sup>**, dass sie nicht zurückschlägt, nicht weggeht, nicht einknickt, sondern - im Kontakt! - stehen bleibt. Sie setzt der Zerstörungswut eine Grenze, vielleicht, indem sie das Kind ganz fest hält und ansieht und NEIN sagt. Sie setzt eine Grenze. Aber sie bleibt und wendet sich zu. Auf diese Weise lernt das Kind seine eigenen Grenzen kennen: Hier bin ich, und da ist die Mutter. Die Mutter ist nicht kaputt zu kriegen. Sie ist ein starkes Gegenüber. Gott sei Dank! Sie bleibt bei sich und ihrer Liebe zu dem Kind. Das ist die Basis für eine Grundzuversicht des Getragenseins, des Vertrauens in die Welt und in sich selbst.

Durch solche Erfahrungen erlebt das Kind die Mutter gleichzeitig als eine Andere, eine von ihm unabhängige Person eigenen Rechts, mit der man schöne und unschöne Erfahrungen machen kann; es bleibt dieselbe Mutter, in aller Ambivalenz. Fortan ist es so, dass das Kind beginnt, so etwas wie Besorgnis zu erleben für die Mutter; es möchte die Mutter nicht zerstören. Es möchte etwas wieder gut machen, wenn es wütend gewesen war. Man könnte sagen: Dies ist ein Schritt zur Menschwerdung, die Grundlage für die Anerkennung eines Andern und für das Mitgefühl für Andere. Gleichzeitig wird das Kind unabhängiger von der Mutter, kann sich deutlicher von ihr unterscheiden, kann sich fortbewegen und wiederkommen...

Zu einem späteren Zeitpunkt kann auch der Vater, der vielleicht immer schon da war, ebenfalls deutlicher als eine eigene Person wahrgenommen werden, durchaus auch als ein Fremder, der die Beziehung zwischen Mutter und Kind stört. **Etwas grundsätzlich Trennendes** tritt damit in die Welt des Kindes, mit dem wir unser ganzes Leben lang immer wieder beschäftigt sind. Wenn der Vater das Interesse des Kindes auf sich zieht, hat das unweigerlich eine Differenzierung zwischen Mutter und Kind zur Folge. Die „Triangulierung“ ist eine schwierige Phase, die aber den inneren Raum des Kindes erweitert und neue Möglichkeiten weckt.

Erst die Anerkennung durch eine Andere schafft also eine Spannung zwischen Menschen, die einerseits **Getrenntsein** vom Andern und damit Selbstständigkeit und Selbstbehauptung, andererseits **Miteinandersein** und damit Kontakt und Beziehung erlaubt. Unabhängigkeit und Abhängigkeit sind die beiden Pole, zwischen denen sich das Spannungsfeld unserer Beziehungen ausdehnt.

Und durch der **Blick der Anderen** auf mich selbst bekomme ich die Möglichkeit, mich von einer externen Position her zu betrachten,- der Beginn der Selbstreflexion und des inneren Spielraums.

---

<sup>1</sup> Siehe Winnicott, R. , Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, 2006 und ders., Vom Spiel zur Kreativität, 2012

( Auch in der Hirnforschung wurde herausgefunden, dass die Fähigkeit, sich mit den Augen des Anderen zu sehen, Voraussetzung für die Entstehung eines Gefühls eigener Identität ist. Wer ich bin, erkenne ich, wenn ich mich aus der Perspektive eines Andern sehen kann. )

**Ohne das Gefühl, für sich selbst eine eigene Art, einen Wert und eine Bedeutung für Andere zu haben, sind wir ein bloßes Objekt in der Welt.**

Wenn die ersten Beziehungserfahrungen hinreichend gut waren – Winnicott spricht von der *good enough mother* – dann sind Identität und Selbst/wertgefühl einigermaßen stabil und bilden eine Grundlage, auf der weitere Erfahrungen aufbauen können. Sie sind nie unangefochten. **Eine Identität ist nicht etwas, das feststeht; sie ist nie rund und fertig; sie ist fragmentarisch; sie ist ein Prozess, der etwas Gleichbleibendes und etwas Veränderliches zugleich hat.** Denn ich wachse heran, meine Umwelt ändert sich, ich habe immer wieder Begegnungen mit Neuem und Fremdem, Erfahrungen, die mir Horizonte erschließen und mich verändern. Und immer wieder werde ich mir selbst in dem, was mir eigen ist, überhaupt erst richtig bewusst durch die Begegnung mit Andersartigem, Fremdem. **Das Eigene und das Fremde bedingen einander geradezu.**

Es ist eine lebenslange Aufgabe, die innere Welt in einem einigermaßen stabilen Gleichgewicht zu halten; zwischendurch kippt es mehr oder weniger, wir werden verunsichert, verletzt, fühlen uns bedroht, müssen das Gleichgewicht wieder neu finden. Dazu brauchen wir andere Menschen, die uns gute Resonanz geben. Wir brauchen unsere Arbeit, die uns Anerkennung verschafft. Wir brauchen eine Wertegemeinschaft, mit der wir Vorstellungen und Lebenspraktiken teilen können, und wir brauchen die Sprache, in der wir unsere eigene Geschichte erzählen können.

Ich glaube, Seelsorgende wissen, wie verwundbar Menschen sind, wie störrisch das ist, was wir eine gesunde **narzisstische Balance** nennen.

3. **Es gibt viele Menschen, die am Anfang keine gute Zeit hatten**, die unachtsame, uneinfühlsame, unzuverlässige, aggressive oder demütigende Eltern hatten, die vielleicht selbst traumatisiert sind und ihr versautes Leben an den Kindern auslassen; - die vielleicht gar nicht in der Lage sind, es anders zu tun, weil man nicht mehr geben kann als man hat.

Solche Kinder fühlen sich wertlos, wissen gar nicht, wer sie sind oder was ein Selbstbewusstsein ist, manche haben nicht einmal ein kohärentes Gefühl von sich selbst, kein Gefühl für Grenzen. Viele tragen in sich einen buchstäblich un-haltbaren Hass auf alles, was gut ist und was sie nicht hatten. Hinzu kommt eine Identifikation mit Eltern, die auch wohlmöglich gesellschaftlich keine Anerkennung haben, die sich ausgeschlossen fühlen und zu kurz gekommen. Denn man muss sich mit den Eltern identifizieren, mit wem denn sonst?

Für solche Menschen kann es geradezu erlösend sein, wenn es endlich irgendwo außerhalb ihrer selbst Objekte gibt, auf die sie ihren Hass, der sie innerlich zerfrisst, ihre Feindseligkeit und Verachtung werfen können.

Thomas Aucher sagt: **Psychologisch gesehen ist Fremdenfeindlichkeit Symptom einer Störung des narzisstischen Regulationssystems.** Und die Abwehr des Fremden und Andersartigen ist der Versuch einer Reparatur des beschädigten Narzissmus. Differenz und Andersartigkeit müssen vernichtet werden, weil das instabile Selbst sie nicht ertragen kann.

Umgekehrt könnte man sagen: **Nur, wenn ich einigermaßen sicher bin in dem, was Meines ist, kann ich auch anerkennen, dass es Anderes gibt, kann ich Fremdheit und Ferne ertragen.**

**Der Anfang ist unsere Heimat.** Psychologisch gesehen ist Heimat nicht an einen Ort gebunden, sondern das Ergebnis eines Beziehungsgeschehens. Und unsere Muttersprache weckt, wenn wir in der Fremde sind, so wohlige Gefühle, weil diese Sprache an unserem Anfang da war – in Verbindung mit den wohligen sinnlichen Erlebnissen des Gestillt- und Gehaltenwerdens.

In dieser Linie kann man sagen: Die Sehnsucht nach Identität, nach Reinheit und Einheit ist eine Sehnsucht nach einer Einheit mit der Mutter, ungetrübt und voller Geborgenheit und Güte.

**Diese Sehnsucht wird umso mehr zu einer Illusion, je weniger es sie in der eigenen Realität gegeben hat.** Aber eigentlich ist sie für uns alle eine Illusion, denn eine Beziehung, in der es keine Enttäuschung, kein Missverstehen, keine Wut, keinen Hass, keine Ambivalenz gibt, die gibt es nicht. Jede Beziehung ist ambivalent. Die Realität birgt immer Enttäuschungen und Trennungen in sich. Das Leben ist kein Wunschkonzert. Eigentlich wissen wir das. Aber dennoch haben wir alle mehr oder weniger eine Sehnsucht nach einer heilen Welt.

Diese Spannung zwischen der Sehnsucht und der Realität können einigermaßen gesunde Menschen aushalten, weil sie immerhin so viele gute Erfahrungen machen konnten, dass sie auch in ihrer inneren Welt genügend Gutes in sich tragen und daher Schwieriges, das von außen kommt, besser ausgleichen können. Sie können trauern um das, was es nicht gibt. Sie können die Sehnsucht in ein Symbol, eine Vision gießen, die in der Zukunft liegt. Erkennen wir den **utopischen Charakter der Sehnsucht nach Heimat** an, so akzeptieren wir auch den Schmerz des Verlustes. Und hören auf, Illusionen nachzujagen oder sie herbeizwingen zu wollen.

**Wo Trauer ist, da ist keine Gewalt.**

Es fällt ja auf, dass die Welt der AFD Anhänger kaum ambivalent ist: Das Gute ist hier in der Heimat, das Böse ist draußen bei den Fremden. Die Differenzen unter den Anhängern werden nicht wahrgenommen; sie werden ausgelöscht, indem man sich gemeinsam einer Idee oder einem Führer unterwirft.

Freud spricht nach der Erfahrung des ersten Weltkrieges, in dem Massen von Menschen voller Begeisterung in ihren eigenen Untergang gerannt sind, von der Ersetzung des eigenen Ich-Ideals durch das des Führers und von der Identifizierung der Gruppenmitglieder untereinander, bei der die individuellen Unterschiede ausgeblendet werden. Man wird buchstäblich zu einem gewissenlosen Menschen, wenn der Führer befiehlt zu töten, denn er ist mein Gewissen. Indem die Mitglieder der Gruppe auf diese Weise regressiv verschmelzen, wird die Gruppe außerdem zum illusionären Ersatz für die Mutter der Frühzeit. Hier ist alles gut.

Das ist die Psychodynamik der Masse, die sich im 20. Jahrhundert auf so desaströse unfassbare Weise entfaltet hat.

**Für Menschen, die ein wackeliges Selbst haben, sind Fremde, sind Feinde eine wunderbare Projektionsfläche für die eigenen Ängste. Als solche sind sie geradezu willkommen!**

Die Verunsicherung und Kränkung, die man sehr früh erfahren hat und die sich verbunden hat mit den Kränkungen durch gesellschaftliches Am-Rande-Stehen und die Verunsicherungen der globalen

Entwicklung, kann sich mit einer Intoleranz gegenüber jeder Art von kollektivem Fremdem verbinden. Alles wäre besser, wenn die Fremden nicht wären. So einfach ist das. Das kann zu Reinheitsphantasien führen, die vor allem in Gewalt gegen Minderheiten ihren Ausdruck finden. Mehrheiten können Minderheiten gegenüber eine mörderische Haltung einnehmen, weil deren Existenz sie daran erinnert, in sich selbst das Gefühl zu haben, minderwertig, nicht anerkannt zu sein, nicht dazu zu gehören. Mit der Minderheit wird das eigene Gefühl der Minderwertigkeit ausgemerzt. Was ihnen angetan wurde, das tun sie nun andern an. Sie werfen es auf die Minderheit und exekutieren es dort. Dadurch fühlen sie sich stark. Und einheitlich.

Die Minderheit ist nur das Symptom; das eigentliche Problem ist die erlittene Ungerechtigkeit, die fehlende Trauer darüber und der fehlende politische Widerstand.

4. Einen ähnlichen Gedanken finde ich bei Vamik Volkan. Auf der Suche nach einem **Verstehen von Gewalterscheunungen in Völkern** und Kulturen, hat er darauf hingewiesen, dass beim Kind immer auch innere Repräsentanzen vom Selbst und vom Andern da sind, die nicht integriert werden können.

Man kann sich das vielleicht so vorstellen, dass es Erlebnisse gibt, die in uns ein Bild von uns selbst und von andern hinterlassen haben, welche nicht zu den andern Bildern passten, unangenehme, erschreckende Seiten; vielleicht auch erstaunliche, die wir aber nicht glauben können und die wir daher nicht als zu uns gehörig erleben. Sie fühlen sich fremd an. Da sie aber da sind, brauchen sie einen Ort. Und da bei mir kein Platz dafür ist, suche ich ihn anderswo. Sie werden externalisiert und mit andern Menschen identifiziert. So entsteht bei Kindern langsam ein *Wir* und ein *Die Andern*. Das *Wir* repräsentiert sich in guten Vorstellungen von sich und der Welt, die sich in Liedern, Speisen, Landschaften, Kleidung, einem unsichtbaren Netz von Bedeutungen widerspiegeln, kulturelle Codes, die Kinder miteinander teilen und wodurch ein *Wir* entsteht. Die negativ besetzten Vorstellungen externalisieren Kinder gern in Unbekannte oder Fremde hinein, vor allem in Gruppen, die gesellschaftlich und sozial negativ konnotiert sind. Auf solche *bösen Reservoirs* werden sie durch ihre Eltern aufmerksam gemacht. Auf diese Weise werden Großgruppenidentitäten von Generation zu Generation weiter gegeben.

**Identität ist nicht nur etwas Individuelles; sie verbindet sich notwendig mit einem Kollektiv.** Je schwächer das Ich ist, desto weniger differenziert ist das Kollektiv, desto mehr werden Konflikte und Unterschiede ausgeblendet und desto deutlicher wird getrennt, gespalten zwischen uns und den Andern, die dann ebenfalls als Einheit ohne Unterschiede wahrgenommen werden.

**Auch dies ist der Versuch, das Fremde im Andern anzusiedeln. Aber das Fremde ist nicht nur im Andern; es ist auch in mir.**

5. Freuds Arbeit über **das Unheimliche** kann uns lehren, uns nicht zu behaglich im Eigenen, Vertrauten und Heimatlichen einzurichten. Er arbeitet heraus, wie sich das Heimliche, das heimelig Vertraute zu einer ambivalenten Bedeutung hin entwickelt hat, bis es mit seinem Gegenteil „unheimlich“ zusammen fiel. Unheimlich ist das, was lieber im Verborgenen bleiben sollte, aber hervorgetreten ist.

Julia Kristeva sieht darin **die Dynamik des Unbewussten** und baut ihr Verständnis des Verhältnisses von Eigenem und Fremdem darauf auf. Die Romantik hat versucht, das Unheimliche, das Fremde im

Wahn oder im Traum zu erfassen. **Durch den Begriff des Unbewussten wird eine Fremdheit im Inneren des Menschen selbst verortet und zu einem Teil seiner selbst.**

Als Unheimliches ist das Fremde in uns selbst. Und es gibt wohl kaum jemanden, der bei der Analyse oder Reflexion seiner selbst nicht Momente tiefen Erschreckens über die eigenen bisher nicht bewussten Möglichkeiten kennengelernt hat. Das ist eine kostbare Kränkung unseres Selbstbildes, die einen nüchterner macht im Blick auf das, was Menschen in sich tragen.

Wir haben uns zeitlebens nicht im Griff, und immer wieder können wir die Erfahrung machen, dass etwas aus uns heraus bricht, mit dem wir nicht gerechnet haben – im Guten wie im Bösen, ein plötzliches Weinen, ein plötzlicher Wutausbruch, scheinbar ohne Grund. Unsere kindlichen Wünsche, Ängste, Impulse, die uns in der Kindheit wohl vertraut waren, konnten im Licht nicht bestehen; sie wurden verdrängt und werden dann später von unserem Bewusstsein, wenn sie herauskommen, als fremd angesehen.

Daher die Einsicht: Indem wir den Fremden bekämpfen, kämpfen wir oft gegen unser eigenes Unbewusstes. Oder, mit den Worten von Mario Erdheim, dem Ethnopschoanalytiker: „**Jede Begegnung mit Fremden ist immer eine Begegnung mit den verdrängten und unbewussten Konflikten der eigenen Identität, mit dem, was uns selbst fremd in uns ist.**“

**Daher ist jede Begegnung mit einem Fremden irritierend.** Durch die Begegnung mit dem Fremden können schwer zu ertragende Gefühle ausgelöst werden, die wiederum frühe eigene Erlebnisse aufwecken, welche ich nicht wirklich integrieren und kontrollieren kann. Die Selbstverständlichkeit der eigenen Orientierung in der Welt wird verunsichert, weil für die Fremden etwas Anderes gilt. Vielleicht ist dort heilig, was in meinen Augen schrecklich ist. Man kann erleben, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

In der Begegnung mit einer/m Fremden wird man seiner selbst aber auch auf neue Weise bewusst. Man gewinnt einen gewissen Abstand zu sich selbst. Aha, so bin ich also. Das kann auch interessant sein und neugierig machen. **Aber die Fremdheit liegt nie nur im Gegenüber. Denn für den Andern bin ich die Fremde. In Wahrheit liegt sie zwischen uns: Wir sind einander fremd.**

**Fremdheit ist eine relationale Beziehungsstruktur und auch ein intrapsychische Struktur.**

6. Wenn das so ist, dann kann aber **Integration** der fremden Menschen nicht zum Ziel haben, sie uns anzugleichen und zu assimilieren, sondern ihre Fremdheit zu respektieren.

Und wenn wir etwas Fremdes in uns selbst erkennen, dann braucht es Respekt vor dieser Fremdheit in uns: Wir sind nicht Herren im eigenen Haus. Das Auslöschen der Fremdheit ist ein Gewaltakt; in diesem Fall wäre er gegen mich selbst gerichtet.

Wir sind es gewohnt, Nähe als etwas Positives und Ferne als etwas eher Negatives zu betrachten. Da sollte aus meiner Sicht so nicht bleiben. Der Wunsch, einander möglichst nahe zu kommen, den wir als Seelsorgende allzu gut kennen, kann auch als Versuch verstanden werden, das Fremde, das zwischen uns ist, loszuwerden oder wenigstens zu überwinden, weil die Spannung so schwer erträglich ist. Aber Nähe ( was auch immer wir jeweils darunter verstehen ) und die Integration des Fremden ( das immer nur subjektiv zu erleben und zu fassen ist ) brauchen zunächst Respekt vor der Fremd-

heit, von der immer etwas in den Beziehungen von Menschen ist, auch zu denen, die uns sehr vertraut sind.

Eigentlich ist das erst in der Selbstreflexion möglich, in der man einen Abstand zu sich selbst hat und von da aus zu sich selbst in Beziehung tritt, wie wir das etwa in der Supervision tun. Von dieser Dritten Position aus ist erst erkennbar, dass die Ambivalenz zwischen Fremdem und Eigenem sowohl bei mir als auch beim Andern ist.

Es hängt alles daran, ob wir als Kinder gelernt haben – oder später lernen konnten –, ein Kontinuitätsgefühl des Daseins, den Umgang mit Enttäuschung, mit Andersartigkeit und Ambivalenz zu bewerkstelligen. Dann muss ich nämlich nicht polarisieren und Illusionen nachjagen, dann weiß ich: Das Gute und das Schlechte sind überall dicht nebeneinander.

**In der Begegnung mit dem Fremden geht es darum, die eigene Verunsicherung auszuhalten.** Identitätserschütterungen sind schlimm; sie schaffen aber auch die Bereitschaft für Empathie und Mitgefühl; ich gehe daraus anders hervor, als ich hineingegangen bin. Weil das Fremde zwischen uns liegt, wird die Begegnung uns beide verändern und wir werden gemeinsam etwas Neues erschaffen. Oder auch nicht.

**Die Begegnung mit dem Fremden ist daher immer sehr ambivalent:** Es ist vieles, was reizvoll erscheint und vieles, wovor man sich fürchten kann. Es gibt auch an Geflüchteten Anziehendes und Abstoßendes. Es ist wichtig, beides wahrzunehmen, mit beidem einen Umgang zu finden, weil ich sonst in einer Illusion lebe. Geflüchtete haben eine Not, aber sie sind nicht alle nett und freundlich; es gibt unter Geflüchteten auch Leute, die fundamentalistisch denken und sich rassistisch gegenüber andern Geflüchteten verhalten. Illusionen brauchen Enttäuschungen, um auf dem Boden der Realität anzukommen. Es kann nicht darum gehen, alles verstehen zu wollen, alles zu akzeptieren, und sei es noch so fremd. Man sollte nicht aus falsch verstandener Toleranz die eigene Kritikfähigkeit aufgeben, sondern das Eigene selbstbewusst ins Spiel bringen.

**Auch der Philosoph Bernhard Waldenfels** hat darauf hingewiesen, dass es wichtig ist, **die Fremdheit des Fremden und damit die Spannung zwischen mir und dem, was mir fremd ist, auszuhalten und als notwendigen Gegensatz zum Eigenen zu verstehen.** Also nicht als etwas, das man loswerden will, sondern als etwas, das man braucht, um das Eigene zu entwickeln. Ich kann es bestehen lassen und damit in fruchtbare Auseinandersetzung gehen, aus der etwas hervorgehen kann, das ich nicht absehen konnte. Das ist eine anstrengende Sache und fühlt sich nicht immer gleich schön an. Aber manchmal ist das ausgesprochen kreativ. Und wenn Fremdheit im eigenen Haus und als inneres Ausland beginnt, so greifen Fremdes und Eigenes ineinander wie ein Geflecht. Es gibt nur ein Mehr oder Weniger an Fremdheit. Völlige Gleichheit und völlige Andersheit gibt es gar nicht.

**Wir nähern uns also dem Fremden, indem wir seine Ferne aushalten.**